

1939 10 11 - V



Wenn man heute von Indianern, den Menschen mit der rotbraunen Hautfarbe spricht, denken viele von uns an die volkreichen indianischen Stämme, die einst in ihren riesigen Urwaldgebieten der Jagd und dem Kampfe um neue Jagdgründe in Tapferkeit und Eelmut oblagen, und dann an die heutigen arbeitslosen Überbleibsel der Urvölkerung eines Kontinentes, die von den Briten, nämlich den Holländern, Engländern und Franzosen, in Nordamerika so sehr bedrängt, vertrieben und fast ausgerottet sind, daß die kümmerlichen Reste in einigen Schutzreservaten künstlich am Leben erhalten werden müssen. Dort leben sie in mehr als hundert Gruppen im Gegensatz zu ihrem früheren heldischen Leben heute in Trägheit dahin, lassen sich von den Teil-

nehmern der Reisegesellschaften, die im Luxusauto oder in Wiesencars vorüberbrausen, gegen Dollar-Trinkgelder fotografieren und erliegen schließlich — während über ihren Schläfen eine erschütternde Traurigkeit liegt — dem Alkohol, dem sie mehr als zuträglich zusprechen können, weil zufällig auf ihrem letzten Grund und Boden Delaquellen oder Erzkümmen ihnen reiche Erträge abwerfen. Da beim Eintreffen der europäischen Seefahrer nach der Wiederentdeckung Amerikas durch Columbus fast eine Million Indianer auf dem Kontinent geschätzt wurden, die bis zur letzten Jahrhundertwende auf ein Viertel davon zusammengeschnitten waren, schien ihr Schicksal besiegelt zu sein.

Nur ein Menschenalter ist seitdem verfloßen, aber das Bild hat sich auffällig geändert, vor allem in Mittel- und Südamerika. Auch dort hat es immer Indios, Indianer gegeben, die natürlich gerade wie in der nordamerikanischen Hälfte und überall in der Welt von dem bewohnten Raume beeindruckt und entwickelt worden sind. So waren die indianischen Menschen an der Mündung des Amazonas und am Rio de la Plata — wo die Sommernächte so lautlos schlafen — ebenso wie die der westindischen Inseln auf primitiven Kulturstufen stehen und durch die Unauflöslichkeit der Klimaeinwirkung und im Genuße tropischer Vegetation nomadifizierende Waldmenschen geblieben.

Dagegen hat der Kampf um das Leben die Indianer der Andentäler am südamerikanischen Westrande und in den Hochgebirgsgegenden Mexikos und im kalifornischen Randgebiete zur Höhe entwickelt. Während Columbus bei seinen Landungen nackte

primitive Eingeborene antraf, fanden die Spanier erkaunliche Kulturen vor; so erlebte Cortez das hochstehende Aztekenreich in Mexiko, und Pizarro in Peru das noch höherstehende Inkareich, das er (1531—1534) eroberte und seiner Edelmetallschätze beraubte. Aber über die vorgefundenen Kultur- und Denkmäler konnten die damaligen Konquistadoren nicht genug staunen, gerade wie wir heutigen Menschen über die (leider geringen!) hochwertigen Reste jener Epoche, die der Zerstörungswut der eifernden Diener des Christentums entsangen sind. Denn jene Amerikaner hatten Zivilisationsmerkmale hoher Stufen: Pyramidenbauten und Stufentempel, Einfußtimghe und in der Cholula-Pyramide ihren „Turmbau von Babel“; ihr Staat war streng organisiert, sie hatten Militärformen, führendes Kastensystem, hohes Künstlerturn, Bäckereimeßen und zuverlässiges Kalenderverfahren. Sogar die Umgangsformen waren genormt und bis zu einer Gesellschafts-Etikette gesteigert.

Da war es denn auch kein Wunder, wenn nach der Kolonialzeit der Spanier und nach der Loslösung vom spanischen Mutterlande die auf jenem Boden entstandenen Teilstaaten sich bald innerlich festigten und in

die Höhe wuchsen. In der Zeit der Dollar-Diplomatie konnten sie sich natürlich dem Fremdkapital nicht verschließen, zeigten aber frühzeitig Tendenzen zur Selbständigkeit und zu betontem Eigenleben. Die ganze Neugestaltung der westlichen Südamerika- und der mittelamerikanischen Staaten ist auf dem nie geschwundenen, nun aber rasch stark wachsenden Selbstbewußtsein der indianischen Rassen aufgebaut und durch es

entscheidend beeinflusst. Während in USA die „Urmalnd-Indianer“ dem Aussterbe-Untergang entgegenzogen — auch sie wachsen übrigens jetzt langsam aber festhaltbar an! — hat die indianische Rasse in Mittelamerika die Oberhand in den weiten Gebieten von Rio grande del Nord in Nordmexiko über Guatemala, Honduras und Columbia bis nach Venezuela, Ecuador, Peru und Bolivien errungen, um erst am Nordrande Chiles wieder auf eine weiße Mehrheit zu stoßen. Die 12 Millionen reinrassiger Indianer in ganz Amerika finden erkaunlicherweise nicht nur Duldung sondern vollste Unterhukung bei den Millionen von Mißlingen: In Guatemala die fast anderthalb Million reinrassige „Naten“ durch 700 000 Weißen, in Mexiko sogar die 4 1/2 Millionen „reine“ Indianer durch doppelt soviel Weißen, alle im Sinne des Indianismus eingespannt und tätig.

Wenn man den Ursachen dieser Einstellung nachspürt, muß man zu der bösen Folgerung kommen, daß bei den dortigen rassischen Vermischungen der indianische Blutanteil dominiert und so die Mißlinge auf die indianische Seite zieht.

Das zahlenmäßige Anwachsen aller indianischen Völker basiert auf der natürlichen Triebhaftigkeit der braunen Menschen. Dem vollblütigen Indianerjüngling glühen genau rote Lippen ebenso reinblütiger Indianermädchen wie reife Erdbeeren entgegen. Wenn der Indio gewähnt hat und die erwählte Frau mit ihrem leidenschaftlichen „tamalippigen Mund ihn „mag“ und darum „annimmt“, dann bleiben die Keiben sich treu und wachsen über die dreifaltige Gemeinschaft: Familie, Sippe, Stamm zu dem, was sie als „Nation“ verstehen (Josef Maria Frank: Mexiko ist anders, 1938). Und da der größte Stolz der Indianer ihre Kinder sind und die Fruchtbarkeit wie die Gebärfreudigkeit erkaunlich groß sind, bilden 20 Kinder in einer Familie keine Ausnahme; es gibt auch Mütter, die 30 Kindern das Leben geschenkt haben! Aus diesem Grunde wachsen die „Roten Völker“, und zwar um so mehr, je stärker die früher furchtbar hohe Kindersterblichkeit durch die neuzeitliche Hygiene herabgelentkt wird.

